

manisierung der Arbeit“ und der „Überwindung der Entfremdung“ Ernst gemacht werden sollte. Im Bewusstsein der Arbeiter seien Fragen dieser Art nicht verschüttet. Die Literatur über den Prager Frühling – und die beiden vorliegenden Darstellungen bilden in dieser Hinsicht keine Ausnahme – hat immer mit der Schwierigkeit zu tun, dass sich kritische Überlegungen nicht gegen die suggestiven Bilder behaupten können, die das Thema hervorgerufen pflegt: die alte Geschichte von David und Goliath, vom Konflikt zwischen Geist und Macht, vom „Biafra des Geistes“ (Louis Aragon). Um kritische Überlegungen kommt man jedoch nicht herum, wenn man versucht, zunächst einmal die Frage nach der Eigenart der im Prager Frühling avisierten sozialistischen Verhältnisse zu stellen. Das Aktionsprogramm der KPTsch gibt darauf eine eindeutige Antwort: Es ist eine einzige Kampfrede gegen die niedrige Arbeitsmoral der Arbeiter und schließt in diesem Sinne an ältere, aber zählebige Sozialismus-Vorstellungen der deutschen Sozialdemokratie an, die Friedrich Ebert nach dem Ersten Weltkrieg unter der Signatur „Sozialismus heißt viel arbeiten“ zusammenfasste. In seinen gesellschaftspolitischen Bezügen verweist der von der KPTsch gefeierte Richta-Report über die wissenschaftlich-technische Revolution ebenfalls auf sozialdemokratische Wurzeln. Josef Dietzgen hatte einst formuliert: „In der [...] Verbesserung [...] der Arbeit [...] besteht der Reichtum, der jetzt vollbringen kann, was bisher kein Erlöser vollbracht hat.“⁴ Von da ist es nur ein kleiner Schritt zu der im Richta-Report vermittelten Illusion, dass die im Rahmen des technischen Fortschritts verrichtete Fabrikarbeit eine politische Leistung darstelle. Arbeit, die so verstanden wird, läuft auf eine Ausbeutung der Natur hinaus, die der Richta-Report dann mit naiver Genugtuung der Ausbeutung des Proletariats gegenüberstellt.

Moosburg

Peter Heumos

⁴ Zit. nach WALTER BENJAMIN: Gesammelte Schriften. Bd. 1: Abhandlungen, Teil 2, Frankfurt am Main 1974, S. 699.

Jessie Labov: Transatlantic Central Europe. Contesting Geography and Redefining Culture beyond the Nation. Central European University Press. Budapest – New York 2019. 213 S. ISBN 978-615-5053-29-0. (€ 47,-)

Die Kultur des ostmitteleuropäischen Exils und des Samizdat gehört der analogen Ära an und ist ein regionales Phänomen geblieben, das allmählich in Vergessenheit gerät. Es ist daher umso erfreulicher, dass das Buch von Jessie Labov diesen Themenkomplex ins digitale Zeitalter überträgt und neu definiert. Ihre Studie ist in zwei Teile gegliedert: Im ersten wird die Zeitschrift *Cross Currents. A Yearbook of Central European Culture* im Hinblick auf ihr imaginäres Bild vom „Transatlantic Central Europe“ dargestellt, und im zweiten werden Versuche analysiert, sich mit der Eigenart des Widerstands gegen den Kommunismus im Exil auseinanderzusetzen und das politische Engagement osteuropäischer Künstler nach 1989 neu zu definieren. Der Band enthält neben einer umfangreichen Bibliografie ein Register der Personen und Institutionen, ein Verzeichnis der auf den Titelseiten von *Cross Currents* abgebildeten Skulpturen sowie eine Liste von Landkarten, die das Phänomen der Exilzeitschrift *Kultura* geografisch erfassen.

Das von L. präsentierte Konzept „Transatlantic Central Europe“ beruht auf einer breit angelegten Konstellation von politischen Praktiken, Bedeutungen und geografischen Kontexten, in denen Menschenrechtler und Emigranten aus dem sozialistischen Osteuropa wirkten. Einen weiteren Faktor bildet die Tatsache, dass sich Dissidenten sowohl vom traditionellen (wie L. schreibt: „pangermanischen“) Begriff „Mitteleuropa“ als auch vom sowjetisch geprägten Terminus „Osteuropa“ distanzieren. Die Einbeziehung der Zeitschrift *Cross Currents*, die 1982-1994 in den USA erschien, ermöglicht es, auf das Phänomen „Transatlantic Central Europe“ wie durch ein umgedrehtes Fernglas zu blicken: Das amerikanische Journal bildet hier einen inhaltlichen Rahmen, innerhalb dessen Mikrokosmos die sprachliche und literarische Vielfalt Ostmitteleuropas zelebriert wird. Im zwei-

ten Teil versucht L. den Systemwechsel im früheren Ostblock und dessen Folgen (wie z. B. die Entstehung neuer Grenzen) in die Sprache des digitalen Zeitalters zu übertragen. In methodologischer Hinsicht reicht dieser zweite Teil von der Literaturkritik über die Geistesgeschichte hin bis zur Raumforschung.

Beide Teile des Buches verbindet der Begriff *essay*, der auf seine ursprüngliche Bedeutung zurückgeführt wird und Versuche (*essais*) thematisiert, die Beziehungen zwischen dem Schriftsteller, der Nation und der Welt außerhalb ihrer Grenzen neu zu definieren, ohne sich dabei auf die binäre Ordnung der Welt in den Zeiten des Kalten Krieges zu berufen. Eine besondere Rolle spielt in diesem Zusammenhang die Einbeziehung von Methoden der digitalen Geisteswissenschaft im dritten Kapitel, das die internationale Reichweite der Pariser *Kultura* mit den Mitteln geografischer Informationssysteme darstellt (u. a. im Hinblick auf die Herkunft der Mitarbeiter, Spender oder Leserbriefschreiber). L. zufolge handelt ihr Buch nicht vom Untergang des kommunistischen Systems, denn nicht das Konzept „Transatlantic Central Europe“ habe die Berliner Mauer zum Einsturz gebracht (S. 13). Dennoch sei diese Idee heutzutage genauso wichtig wie in den 1980er Jahren, weil es immer noch Künstler gebe, die in dieser Region wirken und politisch festgelegte Grenzen überwinden wollten. Es lohnt sich daher, an drei Intellektuelle zu erinnern, die dieses Konzept in die Tat umgesetzt haben und biografisch sowohl im Ostmitteleuropa als auch im Westen verankert waren: Ladislav Matejka, den Gründer der *Cross Currents*, Milan Kundera und Czesław Miłosz. Diese Namen stehen für eine ethnische, religiöse und künstlerische Heterogenität der *Cross Currents*, die sich auch in der Vielzahl der in ihr vertretenen literarischen Formen und Genres ausdrückte.

Obwohl L.s Buch die intellektuelle Vergangenheit Ostmitteleuropas aus transatlantischer Perspektive beleuchtet, hilft seine Lektüre auch noch zu Beginn der 2020er Jahre dabei, aktuelle Phänomene zu deuten. Die Autorin weist z. B. darauf hin, dass insbesondere die formale und inhaltliche Vielfalt der Zeitschrift an die aufklärerische *Encyclopédie* aus dem 18. Jh. erinnert und dass Miłosz und Kundera behaupten, dieses liberale geisteswissenschaftliche Erbe sei in Ostmittel- und nicht etwa in Westeuropa lebendig. Vor dem Hintergrund der aktuellen national-populistischen Wende in dieser Region ist dies sicherlich eine Feststellung, die sich nicht so recht mit der Gegenwart in Einklang bringen lässt.

L. hat sich intensiv mit der internationalen Vernetzung der Exilkultur und der subversiven Kulturszene im Ostblock beschäftigt. Sie schildert mit hoher Sachkompetenz Zusammenhänge zwischen Widerstand, Literatur und ethnischer Herkunft und bietet einen differenzierten Einblick in die politischen und biografischen Verflechtungen der osteuropäischen Exilkultur. Umso unverständlicher ist es, dass sich L. auf die Urteilsbildung anderer Forscher verlässt, statt aus der eigenen wissenschaftlichen Erfahrung zu schöpfen. So zitiert sie den britischen Historiker Gordon Johnston, dem zufolge ein Großteil der Veröffentlichungen im Exil und Samizdat „reaktionär, nationalistisch und sogar rechtsradikal“ gewesen sei, und fügt selbst hinzu: „wie wir es aus breit angelegten Studien wissen“ (S. 154). Die Geschichte der ostdeutschen und polnischen Untergrund- und Exilkultur beweist aber das Gegenteil. Der DDR-Samizdat war nicht nationalistisch (aus der polnischen Perspektive könnte seine pazifistische, laizistische und ökologische Ausrichtung sogar als links gelten), geschweige denn rechtsradikal. Mehrere polnische Institutionen und Zeitschriften im Exil und im Untergrund strebten einen Dialog nicht nur mit Westeuropa, sondern mit allen Ländern Osteuropas, mit beiden deutschen Staaten und nicht zuletzt mit demokratischen Kräften in Russland an. Eine nach der Verhängung des Kriegsrechts in der Untergrundkultur spürbare Neigung zur Volksreligiosität passt ebenfalls nicht in das braune Raster. Stattdessen wäre die Frage angebracht, warum diese Lektion in politischer Toleranz im öffentlichen Diskurs so wenig präsent ist.

Genauso umstritten erscheinen manche Thesen von L. im zweiten, den gegenwärtigen Protestkulturen gewidmeten Buchteil. Das Beispiel von Jan T. Gross, mit dem der Einfluss von Emigranten auf aktuelle Debatten in ihren Herkunftsländern veranschaulicht werden soll, bleibt eher ein Einzelfall. Das politische Engagement von Künstlern und Intellektuel-

len in Polen – besonders nach 1989 – beweist aber das Gegenteil: Der Widerstand gegen den Machtmissbrauch bildet sich vor allem im Inland. L. weist außerdem darauf hin, dass das Internet eine Art Fortsetzung des Samizdat und eine Plattform für demokratische Bewegungen (z. B. in der Ukraine oder in arabischen Ländern) darstelle. Auch trage der Online-Aktivismus zur Stärkung der Zivilgesellschaft bei. Es bleiben aber auch die von L. nicht erwähnten Schattenseiten – politisches Trolling, die Verbreitung von *fake news* oder die Nutzung des Internets durch radikale Kräfte.

Außerdem unterlaufen L. einige Fehler im Detail: So gibt sie fälschlicherweise an, Jerzy Giedroyc sei in einer Adelsfamilie in der heutigen Ukraine geboren worden (S. 131). In Wirklichkeit entstammte er einer Familie, die in Litauen ansässig war, und ist in Minsk, heute Belarus, zur Welt gekommen. Auf S. 134 schreibt L. über die unterschiedlichen Schicksale von Mieczysław Grydzewski und Giedroyc zu Beginn des Zweiten Weltkriegs. Während Grydzewski, der Begründer der *Wiadomości Literackie*, den Weg in den Westen wählte, begab sich der spätere *Kultura*-Redakteur Giedroyc nicht nach Budapest, wie L. schreibt, sondern nach Bukarest. Giedroyc berichtet über diese Lebensphase in seiner Autobiografie.¹ 2018 erschien außerdem eine digitalisierte Fassung des rumänischen „Kopiarisz“², eines von Giedroyc geführten Notizbuches, das seinen Briefwechsel aus jener Zeit dokumentiert.

L. leistet mit ihrer akribischen Studie einen wichtigen Beitrag zur Exil- und Ostmitteleuropaforschung und beleuchtet diesen Themenkomplex mit Methoden der digitalen Geisteswissenschaft. Das Buch zeichnet sich durch seine gute Lesbarkeit aus und überrascht mit einem innovativen Blick auf einen Themenbereich, der zwar vielseitig erforscht, aber von einer digital und GIS-basierten Analyse noch nicht erfasst wurde. Die Darstellung des *Kultura*-Netzwerks mit Hilfe von Landkarten veranschaulicht die internationale Dimensionen und Verknüpfungen dieser Zeitschrift.

Ob „Transatlantic Central Europe“ tatsächlich ein Konstrukt ist, das sich in die politisch-gesellschaftliche Praxis übertragen und in der Erforschung der Exilkultur einsetzen lässt, wird die Zukunft zeigen. Gewiss aber hat L. eine Brücke zwischen der Vergangenheit und der Gegenwart geschlagen und auf diese Weise zur Heilung von ostmitteleuropäischen Minderwertigkeitskomplexen beigetragen

Bydgoszcz

Krzysztof Okoński

¹ JERZY GIEDROYC: Autobiografia na cztery ręce [Vierhändige Autobiografie], bearb. von KRZYSZTOF POMIAN, Warszawa 1994.

² IDEM: Kopiarisz z Bukaresztu 1939-1940, URL: <http://www.kulturaparyska.com/kopiarisz> (11.02.2020).

Hubert Leschnik: Erinnerungskultur und Geschichtspolitik in Polen von 1998 bis 2010. (Studien zur Ostmitteleuropaforschung, Bd. 42.) Verlag Herder-Institut. Marburg 2018. IX, 530 S. ISBN 978-3-87969-438-9. (€ 95,-)

In seiner Einleitung setzt Hubert Leschnik sich zum Ziel, die „wichtigsten Facetten“ der polnischen Erinnerungskultur und Geschichtspolitik von 1889 bis 2010 zu „untersuchen“ (S. 13). Er verspricht zudem, die „Inhalte“ der Erinnerungskultur sowie die „Art“ der Geschichtspolitik in Polen zu erfassen (S. 445). Diese Formulierungen offenbaren das größte Problem der Arbeit: Sie ist deskriptiv angelegt, hat keine klaren Forschungsfragen und daher auch keine stringente Argumentation. Das ist schade, denn inzwischen sind zahlreiche Bücher und Aufsätze über die polnischen Probleme mit Geschichte und Erinnerung erschienen, aber nur wenige, die einleuchtende Thesen und nachvollziehbare Erklärungen liefern würden.

L. hat die Arbeit in zwei Teile, einen „erinnerungskulturellen“ und einen „geschichtspolitischen“, gegliedert. Im ersten Teil widmet er sich dem kollektiven Gedächtnis der Polen und dessen Berührungspunkten mit den kollektiven Gedächtnissen der Nachbarvölker,